



Arge für Obdachlose

Kupfermuckn

Straßenzeitung von Randgruppen und sozial Benachteiligten

Ausgabe 195 | **SEPTEMBER 2018** | 1 Euro bleibt den VerkäuferInnen | Achten Sie auf den Verkaufsausweis

2 Euro



LEBENDE KUNSTWERKE

Die Straßenzeitung Kupfermuckn ist ein Angebot zur Selbsthilfe für Wohnungslose und für Menschen an oder unter der Armutsgrenze. Unsere Zeitung versteht sich als Sprachrohr für Randgruppen und deren Anliegen. Der Zeitungsverkauf und das Schreiben bringen neben dem Zuverdienst das Gefühl, gemeinsam etwas geschaffen zu haben. Von Wohnungslosigkeit Betroffene bilden mit Mitarbeitern des Vereins »Arge für Obdachlose« in partnerschaftlichem Verhältnis die Redaktion.

Redaktion

Straßenzeitung Kupfermuckn, Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel. 0732/770805-13, kupfermuckn@arge-obdachlose.at, www.kupfermuckn.at

Projektleitung, Koordination, Layout, Fotos:

Heinz Zauner (hz), Chefredakteur
Daniela Warger (dw), Leitung Redaktion
Daniel Egger (de), Redaktion und Vertrieb
Walter Hartl (wh), Layout, Technik

Redakteure: Angela, Anton, Anna Maria, August, Bertl, Christine, Claudia, Georg, Helmut, Johannes, Manfred F., Manfred R., Manfred S., Sonja, Ursula, Walter; Freie Mitarbeiter: Gerald, Margit, Gabi, Erich

Titelfoto (hz) Lebende Kunstwerke

Auflage: 31.000 Exemplare

Bankverbindung und Spendenkonto

Arge Kupfermuckn, Marienstraße 11, 4020 Linz
IBAN: AT461860000010635860, BIC: VKBLAT2L

Ausgabe in Linz, Wels, Steyr und Vöcklabruck
Menschen, die in Armut leben und ihren Lebensmittelpunkt in Oberösterreich haben, können sich Montag bis Freitag zwischen 8 und 12 Uhr bei den Ausgabestellen melden und erhalten einen Verkäufersausweis. 50 Prozent des Verkaufspreises verbleiben den Verkäufern.

Arge für Obdachlose, Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel., 0732/770805-19

Soziales Wohnservice Wels, E 37, Salzburgerstraße 46, 4600 Wels, Tel. 07242/290663

Verein Wohnen Steyr, B 29, Hessenplatz 3, 4400 Steyr, Tel. 07252/50 211

Verein Wohnungslosenhilfe Mosaik, Gmundner Straße 102, 4840 Vöcklabruck, Tel. 07672/75145

Medieninhaber und Herausgeber

Vorstand des Vereines »Arge für Obdachlose«, Vorsitzende Mag.a Elisabeth Paulischin, Marienstraße 11, 4020 Linz, www.arge-obdachlose.at



International

Die Kupfermuckn ist Mitglied beim »International Network of Street Papers« INSP
www.street-papers.com



Spende WAG Wohnungsanlagen GmbH

Mag. Andreas Jung überreichte unserem Verein Arge für Obdachlose eine Spende aus dem Programm »MOVEEFFECT« der WAG zur Betrieblichen Gesundheitsförderung. »Mitarbeiter sammeln mit diversen körperlichen Aktivitäten - von Yoga bis Klettern, Joggen bis Gartenarbeiten - Guthaben und tragen diese auf einer Social-Media-Plattform ein. Diese Aktivitäten bringen uns in sogenannten »Challenges« als Team vorwärts. Bislang sind wir schon digital auf den Mount Everest gestiegen, haben den Jakobsweg absolviert und zuletzt sind wir für die Spende an euch die Originalroute der Tour de France abgeradelt! Immer, wenn wir eine Challenge in der vorgegebenen Zeit erfolgreich beenden, spendet die WAG EUR 500,- an eine soziale Organisation«, erzählt Andreas Jung. Danke!

Ein Lob an die Zeitung

Geschätztes Team! Ich kaufe die Kupfermuckn gerne bei unterschiedlichen Verkäufern, sodass mehrere Leute die Chance auf einen Zuverdienst haben. Die meisten sind unaufdringlich. Ich möchte bei ihnen verweilen,

mich mit ihnen austauschen. Die März-Ausgabe war übrigens spitze, sehr beeindruckend. Bitte weiterhin schwarz-gelb bleiben und die Schriftgröße so lassen, wie sie ist. Ich möchte kein ABO beziehen, da mir der direkte Verkauf viel lieber ist. Ich freue mich schon auf die nächste Kupfermucknausgabe. Sie wird vollständig durchgelesen. Bei welcher Zeitung tut man das?! Viel Freude weiterhin wünsche ich euch allen. *Elfriede Huemer (Linz)*

Maiausgabe Linzer Wärmestuben

Zwei Punkte aus den Interviews der drei Linzer Wärmestuben in der Juniausgabe wollen wir von der Kupfermuckn noch erklären beziehungsweise richtigstellen. Zum Interview mit der Caritas Wärmestube und zur Zuständigkeit bezüglich »Clearing«. Gemeint ist hier allgemein der Prozess der Klärung, was eine Person braucht und wo sie andocken könnte, um bestehende Probleme zu klären. Das gehört zur täglichen Arbeit in allen Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe und ist natürlich nicht auf die Wärmestube beschränkt! In Linz sind das der Sozialverein B37, der Verein Arge für Obdachlose, die Caritas, die Stadtdiakonie, das Vinzenzstüberl der Barmherzigen Schwestern und der Verein Wohnplattform. Zum Satz: »Derzeit müssen Leute von außerhalb schon einen Monat in Linz aufhältig sein, um in der Notschlafstelle nächtigen zu können.« Diese Formulierung ist unpräzise. Gemeint sind Personen, die aus anderen Bundesländern nach Oberösterreich kommen und die daher laut Landesauftrag nicht ohne weiteres in die Notschlafstelle aufgenommen werden können. Für Obdachlose aus Oberösterreich ist ein sofortiger Zugang gegeben.

Heinz Zauner, Chefredakteur

Achten Sie bitte auf den Verkäufersausweis



Liebe Leserinnen und Leser!

Bitte kaufen Sie die Kupfermuckn ausschließlich bei Verkäuferinnen und Verkäufern mit sichtbar getragenen und aktuellem Ausweis. Nur so können Sie sicher sein, dass auch wirklich die Hälfte des Ertrages der Zielgruppe zugute kommt. Das sind Wohnungslose und Menschen, die in Armut leben und ihren Lebensmittelpunkt in Oberösterreich haben.



140 Tage durcharbeiten ohne freien Tag

Betroffene berichten, wie sie ihren saisonalen Arbeitsalltag bewältigt haben

Ich ging mit Prinzessin Caroline von Monaco Schifahren

Ich hatte beschlossen, noch eine Wintersaison anzuhängen, da mir die Arbeit in einer gut gelegenen Schneebar angeboten wurde. 140 Tage durcharbeiten ohne freien Tag. Diesen Winter wurden auch sechs Bars am Arlberg exklusiv mit Daunenjacken einer bekannten Getränkemarkte ausgestattet. Von nun an trugen wir unsere »Absolut«-Jacken Tag und Nacht. Ende Jänner versetzte eine große Horde an Paparazzi Zürs in den Ausnahmezustand. Grund dafür war Caroline von Monaco, die Urlaub in dem mondänen Ort am Arlberg machte. Bei uns im Hotel nächtigten die Leibwächter von Caroline. Am Abend, als ich ge-

rade meine Bar schließen wollte, kam deren Chef zu mir und fragte mich, ob ich ihm für Caroline eine spezielle Daunenjacke besorgen könnte. Ich stimmte natürlich zu und rief am nächsten Tag meinen Getränkevertreter an. Zwei Tage später hatte ich eine nagelneue Jacke in den Händen, setzte mich mit dem Chef-Leibwächter in Verbindung und teilte ihm diese Neuigkeit mit. Am nächsten Tag kam mein Chef und sagte, dass ich am Nachmittag frei hätte, um mit Caroline Skifahren zu gehen und ihr die Jacke zu überreichen. Kurzum: Ich hatte einen wunderschönen Nachmittag mit einer durchaus am Boden gebliebenen Prinzessin. Ski heil! Und dann hatte ich noch eine einzigartige Begegnung während meiner Saisonarbeit. Es war an einem wunderschönen Februar Vormittag in Zürs. Ich hatte soeben

die letzten Vorbereitungen zum Aufsperrn meiner Bar beendet. Nun begann ich mit meinem täglichen Ritual, sodass jeder im Ort wusste, dass meine Bar offen war. Ich spielte ein Lied von Scooter. Während des Vormittags hatte ich schon die ganze Zeit ein Kamerteam bei ihren Vorbereitungen beobachtet, als plötzlich jemand herüberschrie, ich solle meine Musik mit der Lautstärke etwas herunterdrehen. Also ging ich hinüber, um ihnen zu erklären, dass dies mein täglicher Morgengruß für Zürs und meine Gäste sei. Ich ging also zu dem scheinbar Verantwortlichen und fragte, was das solle. Darauf er zu mir, ob ich denn nicht wüsste, wer er sei. Ich schaute ihm ins Gesicht. Dann erkannte ich ihn. Es war Sepp Maier, Ex-Torhüterlegende vom FC Bayern München. Ich stellte mich dumm und sagte,



dass ich nicht wusste, wer er sei. Verdutzt schaute er mich an und sagte: »Ich bin's, der Maier Sepp vom FC-Bayern.« Dieser Dialog ging so zwei Minuten hin und her. Inzwischen waren schon einige Gäste bei meiner Bar. Also lud ich ihn ein, nach Abschluss seiner Dreharbeiten auf einen Drink zu mir zu kommen. Ich hatte noch genügend Zeit, um eine kleine Überraschung vorzubereiten. Ich rief in der Rezeption an und sagte, dass ich ein »Reserviert«-Schild mit dem Logo des FCB und dem Namen »Sepp Maier« brauche. Nach circa fünf Stunden kam der soeben Genannte

an die Bar, sah das Schild, guckte mich an und sagte: »Du damischer Saupreuß, du!«
Manfred F.

Ich kam in ein Hotel nach Hohenems und es war sehr schön

Nach meinem Abschluss der Lehre beschloss ich, mit meiner Freundin auf Saison zu gehen. Wir haben uns für eine Stelle als Zimmermädchen beworben und prompt haben wir eine Zusage bekommen. Ich kam in ein Hotel nach

Hohenems und es war trotz der vielen Arbeit sehr schön. Am Abend durften wir nach dem Jugendschutzgesetz noch nicht fortgehen. Also mussten wir uns etwas einfallen lassen, um nach der Arbeit auch noch ein bisschen Vergnügen zu haben. Doch eines Tages haben wir die Zeit übersehen und wir kamen zu spät nach Hause. Wir wurden gehört und bekamen am nächsten Tag eine Rüge. Ich habe die ganze Saison dort gearbeitet und mir viel Geld erspart. Es war sehr schön. Ich habe einen herrlichen Winter im schönen Vorarlberg verbracht. Nach der Saison bekam ich eine Stelle im noch schöneren Salzburg. Es war zwar kein Hotel, dafür aber eine tolle Frühstückspension. Dort mussten wir Frühstück herrichten und die Zimmer reinigen. Ich lernte Salzburg bei Nacht kennen. Wir hatten viel Spaß. Doch leider lernte ich keinen Mann kennen, weshalb ich das Saisonleben wieder aufgab und in meiner Heimat Arbeit suchte. Ein Jahr später lernte ich dann meinen ersten Mann kennen, den ich dann auch geheiratet habe. Die Saisonarbeit war eine wichtige Zeit in meinem Leben. *Anna Maria*

Die Gäste gingen zum Chef und beschwerten sich über mich

Wenn man auf Saison fährt, erlebt man die tollsten Dinge. Ich eroberte eine Saisonstelle in Deutschland am schönen Königssee. Es war eine super Stelle. Man konnte dort gut verdienen. Es wurde aber auch hart gearbeitet. Die Gäste hatten es eilig. Sie mussten pünktlich beim Boot zur Rundfahrt sein. Eines Tages musste ich zwei Gruppen bedienen. Eine davon wählte das Essen aus der Speisekarte aus. Ich war ziemlich überfordert. Beim Aufnehmen der Speisen hatte ich den zweiten Fisch überhört. Die Gäste gingen sofort zum Chef und beschwerten sich über mich. Auch eine ordentliche Entschuldigung half nichts. Also musste ich nach dem Hauptgeschäft zum Chef. Da ich noch in der Probezeit war, sagte er zu mir, er brauche mich nicht mehr. Seine Kunden dürfen das Schiff nicht verpassen. Die Leute müssen zuvor pünktlich das Essen bekommen. Mich könne er so nicht mehr brauchen. Ich wurde dann nach Hause geschickt. Es war nicht mein Tag. Die Pechsträhne setzte sich dann noch fort. Vor meiner Heimfahrt musste ich noch auf die Toilette. Als ich zurückkam, war mein Gepäck mitsamt dem Kellnergewand und meinen persönlichen Sachen weg. Es tauchte nie wieder auf. So gesehen waren meine Tage am Königssee ein ziemliches Verlustgeschäft. Ich musste mir danach alles wieder neu besorgen, um für die nächste Saisonstelle ordentlich gekleidet zu sein. Es war eine mühsame Zeit. *Helmut*

Fahren war meine Leidenschaft. Ich durfte durch ganz Norditalien

Im Jahr 2015 ging es mit meiner Freundin auseinander. Ich glaubte, diesen Schmerz besser verarbeiten zu können, indem ich in ein anderes Land ziehe. 2005 hatte ich ein eigenes Forstunternehmen. Das war nicht nur meine Arbeit, sondern auch mein Hobby. Schon als ich klein war, beschäftigte ich mich mit Holz. Nach der Schule und in den Sommerferien begleitete ich meinen Großvater immer in den Wald. Er hatte zwei prächtige Noriker-Pferde, mit denen er die Baumstämme aus dem Wald zog, denn an viele Stellen kam er mit den Maschinen nicht ran. Das wurde aber nicht mein späterer Beruf. In meiner Nachbarschaft gab es eine Metzgerei. Wenn ich Opa nicht begleitete, ging ich nach der Schule dorthin. Meine Neugier war groß. Ich wollte wissen, wie sie die Tiere schlachteten und verarbeiteten. In der Schule war ich immer der, der alles konnte, aber meine Hausaufgaben machte ich nie. Der Wald und die Metzgerei waren meine Leidenschaft. Meine Eltern waren ohnehin kaum da für mich. So kam ich oft auch erst Abends nach Hause, mit der Ausrede, dass ich meine Hausaufgaben bei Freunden oder in der Schule machte oder ich fand andere Ausreden. Sie glaubten mir immer. So kam es, dass ich mehrmals eine Klasse wiederholen musste. Irgendwann platzte meinem Vater der Geduldskragen. Er sagte zu mir, ich sollte mal anfangen zu lernen und mir Gedanken machen, welchen Beruf ich erlernen könnte. Die Sommerferien standen kurz vor der Tür. Auch dieses Schuljahr schloss ich nicht gut ab. Da hatte ich keine Wahl mehr. Damals war es so, dass man sich in den Sommerferien irgendwo eine bezahlte Beschäftigung suchte, um ein wenig Taschengeld zu verdienen. Meistens waren jene betroffen, die das Schuljahr schlecht abgeschlossen hatten. Andere Kinder durften ans Meer fahren. Ich sah das Meer erst, als ich 18 wurde. Bis ich zur Bundeswehr kam, arbeitete ich in der Metzgerei. Als

ich meine Pflicht erfüllt hatte, fing dann endlich mein Reiseleben an. Mit meinem Bruder, der Besitzer von drei LKWs war, fuhr ich öfters mit. Ich fuhr aber auch alleine in verschiedene Ländern, um zu arbeiten. Meine Jobs waren jedoch nicht besonders abwechslungsreich. Meistens war ich nur Abwäscher in Gasthäusern und Hotels. Langsam wurde mir bewusst, dass ich mit diesem Job nicht weit kommen kann. Ich wollte eine Familie gründen. Diesen Traum habe ich mir bis heute noch nicht erfüllt. Als ich wieder einmal nach Südtirol reiste, traf ich in Bozen einen alten Bekannten, mit dem ich etwas trinken ging. Wir unterhielten uns und tranken einige Getränke, weil wir uns schon Jahre nicht mehr gesehen hatten. »Wer weiß, wann man sich wieder sieht«, dachten wir beide. Der Tag war auch nicht schlecht, mit Sonnenschein und ab und zu Wolken. Aber das war uns eigentlich egal. Wir waren froh, dass sich unsere Wege wieder einmal kreuzten. Den ganzen Tag wanderten wir von Bar zu Bar. Er erzählte mir dann im Laufe des Abends, dass er mittlerweile zwei kleine Firmen besaß. Bei der einen musste man nachts Zeitungen ausfahren, die andere war ein Sony-Express. Dieses Unternehmen expandierte damals. Er übernahm in Südtirol einen Teil der Magazine von der DHL und arbeitete für sie. Schicksal oder Glück? Er fragte mich, ob ich für ihn arbeiten möchte. Ohne lange nachzudenken sagte ich »ja«. Fahren war meine Leidenschaft. Ich durfte ganz Norditalien abfahren. Häufig fuhr ich in das Bundesland Friaul, wo ich in einer Kantine ein hübsches Mädchen kennengelernt hatte. Nach verschiedenen Arbeitsreisen dorthin, fragte ich sie einmal, ob sie mit mir ausgehen wollte. Ich bekam keine Antwort. Besser gesagt, traute sie sich nicht, weil wir uns nicht gut kannten. Ich war ja immer nur kurz zum Essen dort, weil ich die Kunden nicht warten lassen konnte. Ich bekam aber ihre Telefonnummer. Das war schon einmal ein guter Anfang. Es ging Monate so weiter. Man hörte sich am Handy und sah sich, sobald ich das Glück hatte, zu den Kunden nach Friaul zu

fahren. Meine Gedanken kreisten nur um sie. Schon bei der Abfahrt wurden die Gefühle stärker. Je näher ich bei ihr war, umso schöner war der Tag. Das Essen war mir egal. Ich wollte nur sie sehen und die wenige Zeit, die ich hatte, genießen. Ich setzte mich immer an den Tisch, wo ich sie sehen konnte. Auch sie hatte ihren Blick immer an meinem Tisch. Doch eines Tages kam ihr Geburtstag und ich musste mir etwas einfallen lassen. Bei einem Blumenhändler kaufte ich zwölf rote Rosen und schrieb ihr ein schönes Gedicht. Ich ließ ihr die Rosen schicken, denn an diesem Tag war ich nicht in dem Bundesland, Pakete auszuführen. Es dauerte nicht lange, bis der Anruf kam, ob es mir gut ginge und was das mit den Rosen auf sich hatte. Ich tat so, als ob ich nichts davon wusste und dass wir mal darüber sprechen, wenn ich das nächste Mal vorbeikomme. So weit kam es nicht, denn sie schrieb mir so oft am Handy und bedankte sich auch ständig. Irgendwann gestand ich ihr, dass ich es war, der ihr die Geburtstags-Rosen schickte. Diese Herzensreise ging aber - wie auch die anderen Reisen - leider viel zu früh zu Ende. Trotzdem denke ich noch heute gerne an die Zeit zurück. (Autor der Redaktion bekannt)

Im Normalfall hatten wir Saisonkräfte einen Tag pro Woche frei

Im Alter von 16 Jahren begann ich in Wolfen eine Ausbildung zum Koch. Es war nicht mein Traumberuf. Da ich keine andere Lehrstelle bekam, nahm ich, was ich kriegen konnte. Am Anfang meiner Lehrzeit war es sehr langweilig. Unser Küchenchef ließ die »Frischlinge« nur in den Salat- und Frühstücksbereich sowie zum Abwasch. Im zweiten Lehrjahr änderte sich das. Wir durften zum Grill, durften Essen anrichten und garnieren, durften eigene Menüs und Gerichte zusammenstellen. Ich fand den Job als Koch von Tag zu Tag besser. Es gibt einfach so vieles, was man mit Essen machen kann und das ist genial! Als meine Lehrzeit vorbei war, stand die Lehrabschlussprü-



© by philipp pammeringer



DJ Georg vor vielen Jahren am Mischpult in Aktion. Foto: privat

fung vor der Tür. Ich hatte gelernt und war richtig gut vorbereitet. Natürlich war ich sehr nervös. Dennoch habe ich die Prüfung mit Bravour bestanden. Ein Jahr lang blieb ich als Jungkoch noch in meinem Ausbildungsbetrieb. Einige Kumpels meinten, ich sollte auf Wintersaison gehen. Da könnte ich richtig gut verdienen. Und mit diesem Argument war es für mich eine Überlegung wert. Ich bewarb mich bei einigen ausgeschriebenen Stellen und wartete ungeduldig auf Antwort. Einige Tage später kam ein Anruf aus Serfaus. Die »Sportalm« suchte einen Koch. Wir vereinbarten einen Termin für ein Gespräch und für die Besichtigung der Schihütte. Ich fuhr mit dem Zug nach Landeck und von dort aus nach Serfaus und dann mit dem Lift hinauf zur Schihütte. Wir sprachen über die Anforderungen an mich als Koch, meinen geplanten Arbeitsbereich sowie über meine Gehaltsvorstellungen. Da ich in Kürze Papa werden sollte, war es mir auch sehr wichtig, dass ich ab und zu nach Hause fahren durfte, um meinen kleinen Sohn zu sehen. Als wir uns beide einig waren, ging es wieder zurück nach Wolfern. Die Saisonstelle begann im November und sollte bis Ende April dauern. Ich bereitete mich auf meinen Jobwechsel vor und konnte es gar nicht mehr erwarten, in Serfaus anzufangen. Dann war es endlich soweit. Ich fand es total cool, dass ich mir aussuchen durfte, ob ich auf der Skihütte oder im Tal schlafen wollte. Im Ort gab es für uns eine eigene Mitarbeiterwohnung. Ich wollte auf der Hütte bleiben. Am Anreisetag ging ich früh schlafen. Am nächs-

ten Tag kamen alle Saisonmitarbeiter auf einen Kennenlern-Kaffee zusammen. Wir stellten uns gegenseitig vor und besprachen die Arbeitsaufteilung. Mein Bereich sollte der Beilagenplatz sein. Im Tagesbetrieb gab es täglich warme Küche von 9:00 bis 18:00 Uhr. Zweimal in der Woche, jeweils am Mittwoch und am Sonntag, gab es für die Gäste abends Fondue und Raclette sowie ein großes Feuerwerk. Unser Team hat sich richtig schnell ein- und zusammengearbeitet. Wir verstanden uns prima. Abends, wenn wir alles geputzt hatten und wir mit der Arbeit fertig waren, setzten wir uns zusammen und besprachen den Tag. Wer dann noch wollte, konnte mit dem Lift oder mit dem Schlitten hinunter ins Dorf fahren und das Nachtleben genießen. Das ließ ich mir nicht entgehen und war sofort dabei. Bei meiner ersten »Talpartie« düsten wir über die Rodelbahn ins Tal. Schon vor der Abfahrt war ich beschwipst und deshalb war es nicht verwunderlich, dass ich die Rodel nicht mehr unter Kontrolle hatte. Ich stürzte, tat mir aber nicht weh. Mei, war das lustig! Das Fortgehen war richtig lustig, aber auch ziemlich teuer. Dadurch konnte ich nicht so viel sparen, wie ich eigentlich vorgehabt hatte. Das Fortgehen war eben ein teurer Spaß. Im Normalfall hatten Saisonkräfte einen Tag pro Woche frei. Um meinen Sohn sehen zu können, arbeitete ich drei Wochen durch und fuhr dann ein Wochenende nach Hause. Drei Wochen ohne Pause zu arbeiten, war schon anstrengend, aber es war schön und es war mir sehr wichtig, zwei ganze Tage mit meinem Sohn verbringen

zu können. Obwohl diese Arbeit für mich sehr stressig war, war es total cool und eine große Bereicherung. Als die Saison zu Ende war, gab's noch eine große Party für uns Mitarbeiter. Am folgenden Tag ging es wieder Richtung Heimat. Ich kann nur jedem, der in der Gastronomie tätig ist, raten, zumindest einmal in seinem Arbeitsleben irgendwohin auf Saison zu fahren. All diese Erfahrungen sind wertvoll für mein Leben. (Autor der Redaktion bekannt)

Ich bekam als DJ ein Apartment mit Bad, Dusche und TV

In früheren Jahren war ich einige Male auf Saison unterwegs. Es herrschte nicht überall eitler Sonnenschein. Ich aber hatte das Glück, als DJ im Hotel, in welchem sich auch die Diskothek befand, ein schönes Apartment mit Bad, Dusche und TV zu bekommen. Die Dienstmädchen, der Schankbursch und das übrige Personal mussten stattdessen im stallähnlichen Nebenhaus in einem Zimmer im Keller ihr Dasein fristen. Ich muss fast hämisch grinsen, wenn heute die Gastrobetriebe händeringend nach qualifizierten Köchen und deutsch sprechendem Bedienungspersonal lechzen. Anscheinend schossen sich einige Unternehmer schon vor Jahren mit ihren unmenschlichen Methoden gegenüber dem Personal selbst in das Knie. Nur so kann man den derzeitigen Schwund arbeitswilliger Saisonkräfte erklären. Bis auf wenige Ausnahmen ist das in den letzten Jahren hochgepriesene Integrations-Wunschdenken mancher Politiker ordentlich in die Hose gegangen. Verständnis und Achtung hege ich gegenüber jenen Unternehmen, welche trotz aller Schwierigkeiten im Allgemeinen ihren Personalstand halten konnten. Warum wohl? Weil dieses Personal auch in all den letzten Jahren fair und menschlich behandelt wurde, kehrt es auch immer wieder zu Saisonbeginn mit Freude und Motivation zurück an seine Wirkungsstätte. Nur ich nicht, weil ich schon ein »alter Sack« bin und von manch schöner Erinnerung von über zwanzig Jahren Saisonarbeit noch heute zehre. Georg

Für circa drei Monate arbeitete ich ohne einen Vertrag

Mit 19 Jahren war ich das erste Mal auf Saison als Koch in Klösterle auf dem Berg Bödele. Ich dachte, ich müsste für das Bundesheer noch etwas Geld auftreiben. Dort musste ich von 9:00 bis 14:00 und von 17:00 bis 23:00 Uhr arbeiten. Für circa drei Monate arbeitete ich ohne einen Vertrag. Jung, wie ich war,

dachte ich mir, ich würde eh keinen brauchen. Vier andere Saisonarbeiter und ich wohnten im Dachboden des Hauses in einem Zimmer, das eher einem Heuboden glich. Nach den drei Monaten kam die Ernüchterung, als ich zur Abrechnung zur Seniorchefin – von mir eher alte Hexe genannt – gerufen wurde. Sie berechnete mir alles, obwohl Kost und Logis normalerweise auf Saison nicht zu bezahlen sind. Ich bekam sage und schreibe 1.000 Schilling auf die Hand, hatte aber mit ungefähr 40.000 gerechnet. So musste ich meinen Vater anrufen, damit er mir Geld schickt, um überhaupt nach Hause nach Freistadt zu kommen. Nach dieser schlechten Erfahrung wollte ich nie wieder auf Saison gehen. Es kam aber dann doch anders, und ich landete in vielen verschiedenen Orten. Zuerst war ich in Wien auf Saison im Gösser-Bräu, wo ich jemanden kennen lernte, der mich nach Luzern in die Schweiz mitnahm. Dort verdiente ich fürstlich. Mein nächstes Saison-Ziel war Marseille, wohin mich ein deutscher Kollege mitnahm. Ich musste mich im Ausland immer selbst versichern, nur in Frankreich nicht. Zwischendurch landete ich auch beim Gasthaus Lindbauer, übrigens die einzige Saisonarbeitsstelle, in der ich zwei Mal gearbeitet habe. Auf Wintersaison war ich neben Vorarlberg auch noch ein zweites Mal, und zwar in Kirchschlag. Wenn die Skilifte um 16:00 Uhr zugesperrt haben, hat uns unser Chef am Abend noch auf einige Getränke eingeladen, was immer feucht fröhlich geendet hat. Vom Chef wurde ich danach nach Rohrbach vermittelt, wo ich unter anderem Giana Nannini kennengelernt habe und sie nach ihrem Konzert um Mitternacht noch bekochen durfte. Auch wenn ich keine Arbeit hatte, habe ich mich nie beim AMS arbeitslos gemeldet, weil ich ohnehin immer noch etwas Geld von der Saison übrig hatte oder wieder arbeiten gegangen bin, wenn ich keines mehr hatte. Im Nachhinein gesehen war das einer meiner größten Fehler, da mir dadurch etliche Versicherungsmonate für die Pension verloren gegangen sind. Ich landete außer in Österreich auch noch in Deutschland, Frankreich und der Schweiz. Mehrmals hatte ich auch das Angebot, auf einem Kreuzfahrtschiff auf Saison zu gehen. Dafür war ich aber immer etwas zu feig, auch weil die Kühe auf Schiffen eher einem Gefängnis gleicht. Man sieht nie das Deck, sondern arbeitet immer nur untertags. Nur ein Mal bin ich auf einem Schiff als Koch gelandet, als ich von Linz nach Wien mitgefahren bin. Gelinkt wurde ich außer in Vorarlberg nirgends mehr. Außerdem machte ich überall nette Bekanntschaften, vor allem weiblich. Manchmal kam ich jedoch nicht mit viel Geld nach Hause, da doch einiges für meinen lieben Freund Alkohol draufging. *Harald*



Kupfermuckn-Redakteur Helmut (Siehe auch Seite 3) hat einige Jahre auf Saison gearbeitet. (Fotos: hz)

Wir hatten nicht nur Kühe auf der Alm, da waren noch 20 Ziegen

Ich erinnere mich heute noch oft an die wunderschönen und erholsamen Sommer-Monate auf der Alm. Ich war damals noch ziemlich jung und dankbar, dass ich für diesen Job auch noch einen Lohn bekam. Es gab jedoch immer ordentlich viel zu tun. Auf der Alm war der Ablauf eines Tages fast immer derselbe. Nur an den Wochenenden gab es Abwechslung. Wenn das Wetter mitspielte, kamen viele Wanderer vorbei, die eine Bergrunde machten, und so die Alm auch als Jausenstation benutzten. Neben der Produktion von der Milch wurden sämtliche selbst produzierten Produkte verkauft. Bei uns gab es Almkäse und Butter. Die Wanderer kauften viel davon. Die restlichen Tage verbrachte ich auf der Wiese bei den Kühen. Ich musste auf sie aufpassen. Keine durfte verloren gehen. Wenn eine abstürzte, war das ein großer Verlust für den Bauern. Wir teilten uns die Überwachung der Tiere. An sonnigen Tagen war es kein Problem, aber sobald es regnete, war es nicht mehr so angenehm, wobei dann auch die Tiere nicht vom Stall gingen. Wir hatten nicht nur Kühe auf der Alm. Es gab noch zwanzig Ziegen, die das Gras und das Unkraut fraßen. Deshalb war es um die Hütte herum immer recht sauber. Alle zwei Wochen fuhren wir ins Tal runter, um unsere Produkte zu verkaufen und Essen zu kaufen, das wir benötigten. Ich konnte nicht immer mitfahren. Doch wenn ich

die Möglichkeit dazu hatte, nutzte ich diese kurze Reise dann auch dazu, meine Eltern zu besuchen. Sie waren immer froh, mich wieder zu sehen. Dann erzählte ich ihnen immer ausführliche Geschichten von meinem Leben auf der Alm. Damals gab es ja noch kein Handy. Ich konnte also nicht täglich anrufen oder Fotos schicken. Umso schöner waren dann überraschende Kurzbesuche meiner Eltern. An einen erinnere ich mich besonders gerne. Ich stand gerade beim Milchkessel, da ich mithalf den Käse zu machen, als sich die Tür öffnete und meine Eltern plötzlich dastanden. Vor lauter Freude darüber sprang ich zu ihnen und umarmte sie. Ich war auch stolz, weil ich ihnen zeigte, was ich alles gelernt hatte. Ja, so vergingen die Sommermonate. Bis zu dem Tag, als es wieder hieß: »Almabtrieb«. Auch das war immer ein Großereignis. Das ganze Dorf feierte mit. Wir packten alles zusammen, schmückten die Kühe, und dann ging es nach Hause. Der Abstieg dauerte circa drei Stunden. Sobald wir im Dorf ankamen, holte mich mein Chef zu meinem Vater. Diesem übergab er mein verdientes Geld. Ich war auch sehr stolz darauf, denn ich dachte schon an die schönen Sachen, die ich mir kaufen konnte. Mein Vater ging tatsächlich mit mir am nächsten Tag in ein Schuhgeschäft, wo ich mir genau das Paar Turnschuhe kaufte, welches ich gesehen hatte, bevor ich auf die Alm fuhr. In den nächsten zwei Jahren ging ich freiwillig auf die Alm, weil es so schön war. Das Meer, von dem ich immer träumte, hatte ich dann nicht mehr im Kopf. *Ivan (Wels)*



Der letzte Sommer war so schön

Urlaub in Bad Gastein

Im Juni fuhren wir - wie zu Kaisers Zeiten - mit dem Zug zum Kupfermuckn-Urlaub nach Bad Gastein. Wir fuhren heuer deshalb dorthin, damit auch diejenigen, die nur kurze Strecken gehen können, den Urlaub genießen konnten. Das Hotel lag neben dem Bahnhof. Schon kurz nach der Ankunft erkundeten wir den Kurort. Die Sportlicheren unter uns stiegen hinab zum Wasserfall, der zwischen den mittlerweile oftmals verwaisten Nobelhotels hinabstost und immer noch ein großartiges Naturschauspiel bietet. Bei der anschließenden Wanderung die Gasteiner Arche hinauf bis zur Wallfahrtskirche »Maria vom guten Rat« in Böckstein schrumpfte die Gruppe. Einige rasteten sich in der am Weg liegenden Konditorei aus. Am zweiten Tag spaltete sich unsere Gruppe.

Die einen zog es auf den Berg, die anderen bevorzugten die Felsen-therme. Alle konnten sich erholen und dem Körper wieder Kraft geben. Im Felsenbad rauscht - fast so wild wie die Gasteiner Arche - ebenfalls ein Wasserfall herab. Das tat so gut wie eine Massage. Einige wagten sich trotz sommerlicher Temperaturen in die Sauna. Da bevorzugten wir die Wärme der Sonne bei den Außenbecken. Auch für die Nichtschwimmer fanden sich Becken mit überlebensnotwendiger, also nicht zu großer Tiefe. Die Fitten unter uns fuhren mit der Seilbahn auf den »Stubnerkogel« und konnten von ihrem todesmutigen Marsch über die große Hängebrücke berichten. Von der Aussichts-Plattform konnten sie im Süden den Großglockner und auf der anderen Seite den Ankogel bewundern. Einige wanderten noch weiter dem schönen Felsenweg entlang. Am Abend trafen sich alle wieder mit großem Appetit zum





Abendessen auf der Terrasse des Hotels. Da wir Halbpension gebucht hatten, waren wir von den großen Portionen und den wirklich vorzüglichen Speisen begeistert. Dann saßen noch einige zusammen und spielten Würfeln und »Mensch-ärgere-dich-nicht«. Einige genossen die Fußballspiele beim Public-Viewing im Hotel. Am dritten Tag sponserte die Kupfermuckn für die »Fußmaroden« noch eine Taxifahrt zum Kraftwerk-Cafe direkt am Wasserfall. Das ist ein wunderschöner Platz. Man kann dort auch die historische Kraftwerkshalle besichtigen, in welcher sich nun ein Lokal befindet. Am Nachmittag ging es dann leider schon wieder viel zu früh mit dem Railjet nach Hause. Die mächtigen Berge, die tolle Luft und der wunderschöne Himmel mit seinen leuchtenden Sternen - wie man sie in Linz nie zu sehen bekommt - bleiben uns besonders in Erinnerung. *Sonja, Angela (Foto rechts unten)*

Gratwanderung durch das obdachlose Linz

Rund 40 Gruppen nehmen jährlich an den sozialen Stadtführungen der Kupfermuckn teil. Im Rahmen des Kulturprojektes »Öffentlicher Raum und Verdrängung« gab es Ende Juni zwei Sonder-Stadtführungen mit 30 Teilnehmern. Bei der Ausstellung »Hessenpark einst und jetzt« wurde der Aspekt der Vertreibung von wohnungslosen Menschen aus deren Sicht diskutiert. Auch Anwohner des Hessenparks nahmen teil, und es kam zu einem interessanten Gespräch mit den Betroffenen-Guides Bertl, Claudia und Helmut. Auch vier soziale Stadtführer des Wiener Vereines Supertramps kamen zum Austausch nach Linz. Eine Führung endete beim Dosenschießen des Trödlerladens der Arge für Obdachlose beim Bischofstraßenfest (Fotos links unten). *Fotos hz, dw*



LEBENDE KUNSTWERKE

Tätowierungen haben immer eine Bedeutung

Bei vielen Völkern wie den Maori in Neuseeland gehören Tätowierungen und ihre Motive zur Kultur. Auch Ötzi, der Mann vom Similaun weist 70 Tätowierungen auf. In unseren Breiten waren früher Tätowierungen meist Zeichen sozialer Randgruppen wie von Matrosen, Prostituierten oder Häftlingen. Heute gelten Menschen mit Körperschmuck eher als aufgeweckte, interessierte Menschen, die sich zu einer sozialen Gruppe bekennen. Eine Studie berichtet, dass bereits jeder fünfte Deutsche und die Hälfte aller Frauen in der Altersgruppe von 25 bis 34 Jahren tätowiert sind. Als wir von der Kupfermuckn uns mit dem Thema beschäftigten, wollten viele Menschen ihre Geschichten erzählen. In der Jugend geht es oft um Liebe - überdeckte Frauennamen zeugen davon, dass diese nicht ewig hält. Knast-Tattoos entstehen meist aus einem Gruppenzwang heraus und der langen Zeit, die man totschlagen muss. Viele dieser Motive haben eine Bedeutung. Eine Träne beim Auge zeugt von einem Todesfall, drei Punkte bedeuten »nichts reden, nichts hören, nichts sehen«. Ornamente und biomechanische Tattoos dienen eher dem Schmuck. Religiöse Motive wie Jesus sind ebenso beliebt wie politische Statements und das Anarchiezeichen bei Punks. *Text und Foto: hz*



Gesamtkunstwerk wuchs 32 Jahre lang

Manfred lebte in der Ägidigasse, wo eine der bekanntesten Hausbesetzungen in Wien stattfand. Mit 18 Jahren ließ er sich dort am Tag bevor er zum Bundesheer einrückte von Bernie Luther sein erstes Tattoo - ein Wikingermotiv - stechen. Dieser ist heute einer der weltbekanntesten Tätowierer, der zahlreiche Musikgrößen verschönernte. Manfred wurde nach zwei Monaten wegen seiner Verbindung zur Ägidigasse vom Militär entlassen und bei der Räumung des besetzten Hauses 1988 vorübergehend verhaftet. Über die Jahre ließ er von zahlreichen Profis Tattoos auf seinem Körper stechen. Das zweite entstand anlässlich der Geburt seiner Tochter. Seit den 90er Jahren lebt er in Linz. Am einen Oberschenkel befindet sich ein wunderschöner Dämon, der über eine Frau gebeugt ist, am anderen ein fotografischer Frauenkopf. Die Motive ließ er von den Tätowierern aussuchen. Das Gesamtkunstwerk erweiterte sich über 32 Jahre ständig. Den Buddha am Arm ließ er sich in Thailand in traditioneller Weise mit einem Bambusstab stechen. Ein Finger führt dabei den Bambusstab, und mit der Faust wird auf das Stockende geklopft. Die Portraits von Jesus und Maria auf dem Handrücken drücken seine spirituelle Seite aus. *Text und Foto: hz*





Yin-Yang für beide Seiten

Ein Freund baute sich eine Tätowier-Maschine aus dem Motor eines Radios. Ich wünschte mir von ihm ein gestochenes Yin-Yang-Tattoo - das Männliche in Form einer Sonne auf der linken und das Weibliche in Form eines Mondes auf der rechten Schulter (Erklärung: »Luna« steht etwa im Italienischen für den Mond). Die Ornamente verbinden beide Aspekte in Form des Yin-Yang-Zeichens oberhalb des Solarplexus. Weil es ein großes Tattoo ist und die Nadeln der selbstgebauten Maschine sehr tief in die Haut stachen, tat das höllisch weh. Ich dachte mir: »Was einen nicht umbringt, macht einen härter.« Mir war es wichtig, ein individuelles Tattoo zu haben. Wir saßen gemeinsam vor einem Blatt Papier und überlegten, wie wir die Idee umsetzen könnten, da man diese Bilder ein ganzes Leben mit sich trägt. Später eröffnete in Freistadt ein Tätowier- und Piercing-Laden. Am Bauch ließ ich mir einen Skorpion stechen, weil mir das Motiv so gut gefiel. Ich zahlte damals 500 Schilling. Heute kostet das viel mehr. Ich habe auch einige Piercings, weil mir Körperschmuck sehr gefällt. Beim Zungen-Piercing konnte ich zwei Wochen lang nichts essen. So wurde ich wieder einige Kilo los, die ich in der Schwangerschaft zu meinem Sohn hinaufgefuttern hatte. Ich habe auch am Knöchel ein kleines Yin-Yang-Tattoo, das ich selbst gestochen habe. Das würde ich nicht mehr machen, weil es nicht sehr gelungen ist. Ich empfehle, nur Profis an seinen Körper zu lassen. *Barbara, Foto: dw*

Selbstgestochene Häfnpeckerl

In Innsbruck in der Jugendabteilung der Haftanstalt stach ich mir mein erstes Tattoo mit der Hand. Ich war damals 18 Jahre alt: Ein Kreuz mit Totenkopf und drei Spielkarten. Zwei feine Nadeln werden mit einem Zwirn keilförmig zusammengebunden. Der Zwirn saugt die Tusche an. Dann zeichnet man das Motiv mit einem Kugelschreiber und zieht die Linien mit der Nadel. Die Haut muss man spannen, damit die Nadeln gut in sie eindringen. Im Häfn kommt man automatisch mit Tattoos in Verbindung. Fast jeder wollte eines haben und man hat mehr als genug Zeit und wenig zu tun. Ein Jahr später stach ich mir selbst am Oberarm ein Herz, das von einem Speer durchbohrt wird. Sieben oder acht Jahre später ging ich in ein Tätowierstudio und habe mir auf beiden Unterarmen biomechanische Symbole stechen lassen. Am linken Unterschenkel habe ich ein großes Ornament, das man auch weiterentwickeln kann. Am Schienbein ist das sehr schmerzlich, weil sich der Knochen gleich unter der Haut befindet. Dieses Tattoo habe ich mit einer selbstgebauten Maschine gestochen. Der Motor stammte aus einem Discman. Wenn ich es mir leisten könnte, würde ich mir nur mehr Peckerl von Profis stechen lassen. *Adi, Foto: hz*





Jeder Stich ist eine Befreiung

Als Opfer einer Vergewaltigung musste ich den Schmerz irgendwie verarbeiten. Viele Leute hatten schlimme Sachen mit meinem Körper gemacht. Es dauerte lange, bis ich mich wieder halbwegs akzeptieren und schön finden konnte. Der Prozess ist noch nicht abgeschlossen. Tattoos helfen mir sehr dabei. Ich werde nun einen Körperteil nach dem anderen tätowieren lassen, damit ich jeden einzelnen wieder akzeptieren kann. Tattoos geben mir das Gefühl, wieder angezogen zu sein, an der Stelle, an welcher sie sich befinden. Ich werde mich nie wieder komplett nackt fühlen. Dieses Tattoo entstand im Alter von zwanzig Jahren. Das Muster steht symbolisch für meine eigene Vielfältigkeit: Meine Borderline-Erkrankung und Gefühlsschwankungen spiegeln sich darin. Dieses Motiv wurde von einem Profi gestochen, zu welchem ich Vertrauen fassen konnte. Ich lasse mir nicht von irgendwem in meine Haut stechen. Es wurde an einer intimen Stelle gemacht. Für dieses Tattoo habe ich 400 Euro bezahlt, für acht Stunden Arbeit. Beim Stechen empfinde ich keinen Schmerz. Für mich ist jeder Stich eine Befreiung aus den Fesseln meiner dunklen Vergangenheit. *Autorin der Redaktion bekannt, Foto: Monika Matuschek*

Erinnerung an ein Schaustellerleben

Zwanzig Jahre fuhr ich als Schaustellergehilfe von Markt zu Markt und war auch zweimal im Jahr am Urfahrer Markt. Neben dem Aufbau stand ich oft am Autodrom, sorgte für Ordnung und half beim Anschnallen. Jetzt habe ich mir zwei Autodrom-Wagen als Erinnerung an meine wilden Zeiten am rechten Unterarm tätowieren lassen. Den Panther an meinem rechten Oberarm hat sich vor Jahren mein Dirndl ausgesucht. Er verdeckt eine Rauschgeschichte. In der Berufsschule habe ich mir mit zwei Nadeln, einem Faden, einem Bleistift und Tinte von einem Kollegen das erste Tattoo stechen lassen. Es war ein Herz mit den Anfangsbuchstaben meiner ersten großen Liebe. Leider hat sie nicht gehalten. Ich rate ab, Namen von Frauen zu tätowieren, weil das wirklich blöd ist, wenn die Beziehung nicht hält. Am linken Unterarm habe ich einen Wolf tätowiert. Seit neun Jahren bin ich nun trocken, und es ist Schluss mit den Rauschgeschichten. Als abschreckendes Beispiel lasse ich mir ein »Alkoholmonster« am linken Oberarm tätowieren. Wer weiß, was dann noch kommt. *Gandhi, Foto: hz*





»Punk« ist Zusammenhalt und Freundschaft

»ACAB« - »All Cops Are Bastards« hat für mich eine bestimmte Geschichte und Bedeutung. In Innsbruck wurde vor neun Jahren ein zwölfjähriger Bub von einem Kieberger wegen des Diebstahls eines Kaugummis von hinten erschossen. Daraufhin habe ich nach den Medienberichten, wonach der Polizeibeamte freigesprochen wurde, weil er auf Notwehr plädierte, dieses Peckerl tätowieren lassen. Eine Freundin hat mir das mit einer Nadel, Tusche und Zwirn gestochen. Der Stern auf meiner Brust ist schwarz-rot. Die Bedeutung sind die Farben der sozialen Schichten, genau über meinem Herzen. Das heißt: »Du kannst von mir alles haben, nur verarsch mich nicht.« Das bedeutet, dass ich Punk bin. Punk sein, heißt menschlich sein und nicht bei der Spießergesellschaft mitmachen. Den Stern lies ich mir in einem Tattostudio stechen. Das kostete 200 Euro und war der Freundschaftspreis einer Bekannten. Oberhalb meines Knöchels habe ich mir selbst ein Tattoo gestochen. Es ist ein großes A in einem Kreis mit vier Punkten für Nord - Süd - Ost - West. Das ist das Anarchiezeichen und für mich bedeutet das: »Nord - Süd - Ost und West, nieder mit der Nazi-Pest.« Demnächst bekomme ich das Familienwappen, das auf meiner Kutte (Lederjacke) ist, genau in der gleichen Größe auf meinen Rücken tätowiert. Es ist ein Kreis, wo in einem Ring steht: »Viva la familia« und die Namen meiner Freundin, unserer Tochter und von mir, das sind die Anfangsbuchstaben O, A und E. Was die Zukunft bringt, weiß ich heute noch nicht. *Ossi, Foto: hz*

Glaube, Hoffnung, Liebe

Ich habe früher die Tätowierungen bei anderen bewundert. Eines Tages wollte ich auch welche haben. Zuvor suchte ich nach passenden Motiven im Internet. Auch die Bedeutungen der Tattoos sind mir persönlich sehr wichtig. Als ich mir dann zum ersten Mal eines stechen ließ, war ich schon sehr nervös. Die zum Kuss gespitzten Lippen mit dem Schriftzug »Faith Hope Love« entsprechen meiner Einstellung: Man sollte an sich selbst glauben, Hoffnung steht für meinen Optimismus und die Liebe ist ohnehin das Wichtigste. Auf der rechten Seite der Brust habe ich eine Schwalbe. Sie symbolisiert die Freiheit und Eleganz beim Fliegen. Ich lasse alle Tattoos beim einem Profi-Tätowierer stechen. Ihm vertraue ich, dass der es so macht, dass ich zufrieden bin. Man muss ja für immer damit leben. Die Schmerzen sind nicht so schlimm. Das hält man aus. Am Unterarm sind die Pfotenabdrücke meiner beiden Katzen Charly und Nala abgebildet. Für mich sind die beiden wie Familienmitglieder. Am Unterschenkel habe ich die mexikanische Totengöttin »La Catrina« abgebildet. Das ist ein Schwesterntattoo. Meine Schwester Sandra hat dasselbe. Ich finde die Figur passend, da ich eine gute Beziehung zu meiner Familie habe. *Jaqueline, Foto: Bertl*



Knast-Tattoos erzählen traurige Geschichten

Andreas stach sich während seiner zehnjährigen Haft die Motive selbst



Knast-Tattoos verraten einiges über die Persönlichkeit ihres Trägers. Der 35-jährige ehemalige Häftling Andreas erklärt, welche Bedeutungen hinter den Zeichen und Inschriften stecken.

Wenn Andreas sein T-Shirt hochzieht, erfährt man vieles über seine Vergangenheit. Tätowierungen - auch »Peckerl« genannt - überdecken seinen Körper. Hinter den Motiven stecken Geschichten, die genauso unter die Haut gehen, wie das Stechen selbst.



Jugendbande und Haft

Andreas wuchs fernab familiärer Geborgenheit in einer Jugendbande heran. Mit 14 Jahren stach er sich selbst sein erstes Peckerl »Outlaw«. »Rebellion gegen die Gesellschaft«, lautete damals die Devise. Der frühere Rebell, dessen immer krimineller werdende Laufbahn schließlich in einem Totschlag gipfelte, wurde zehn Jahre und zwei Monate hinter Gitter gesperrt. Während dieser Zeit entstanden die meisten Tattoos.

Selbst gebaute Maschine

Die Tattoo-Maschine im Häftling war eine Eigenkonstruktion. Andreas erinnert sich: »Aus einem Rasierapparat entnahm ich den beweglichen Stift, welchen ich mit einem Gummi befestigte.« Bei der Herstellung der Tattoo-Farbe zeigte Andreas sich ebenso kreativ. Er verbrannte Einwegrasierer. Den Ruß fing er mit einem Spiegel auf und füllte ihn in ein Gefäß. Diesen mischte er mit ein wenig Shampoo zusammen und

gab ein paar Tropfen Aftershave zur Desinfektion dazu. Er habe sich nie eine Blutvergiftung geholt, sagt er stolz. Wenn er beim Stechen erwischt wurde, fiel die Strafe meist hart aus: »Ich kam vier Wochen lang in den Bunker. Dort gab es kein Licht. Nur eine Holzpritsche und ein Loch im Boden, wo man sein Geschäft erledigen konnte.« Nach den Tattoo-Pausen ging er trotzdem wieder eifrig ans Werk.

Fünf Punkte und Zacken

»Kronen« als Tattoo-Motiv mit fünf Zacken haben immer etwas mit Verbrechen zu tun. So auch bei Andreas. Stolz entblößt er seinen Oberschenkel. »Jeder Zacken steht für zwei Jahre Haft«, erklärt der 35-Jährige. »Der Totenschädel sei Zeichen dafür, dass man stirbt, wenn man in Gewohnheit verfällt.« Die fünf Punkte auf seiner Hand symbolisieren Andreas als Gefangenen (der Punkt in der Mitte) umgeben von den vier Wänden (die anderen Punkte) einer Zelle. Das Kürzel »ACAB« dürfte bekannter sein: »All cops are bastards«. Die, alles andere als geheime Beamtenbeleidigung sei bei Gefangenen besonders beliebt. Andreas versucht sich bei Kontrollen mit einer religiösen Bedeutung herausreden indem er behauptet, das Tattoo stünde für »Always Carry a Bible« (Trage immer eine Bibel bei dir). Religiöse Motive lassen sich tatsächlich auch auf seiner Haut finden wie betende Hände auf der Brust. Einen Engel möchte er sich noch auf die Wange stechen lassen, da er ein tiefgläubiger Mensch sei.

Fotos und Text: dw



Sudokus

Die Grundfläche besteht aus 9 mal 9 Zellen. Mehr oder weniger gleichmäßig verteilt befinden sich bereits 2 bis 5 Ziffern. Je mehr Ziffern vorgegeben sind, desto einfach fällt die Lösung. Alle leeren Zellen sollen mit den Ziffern 1 bis 9 so aufgefüllt werden, dass jede Ziffer in einer Spalte (senkrecht), in einer Zeile (waage-recht) und in einem Block (3 mal 3 Zellen) nur einmal vorkommt. Die Rätsel wurden uns gratis von Dr. Bertran Steinsky zur Verfügung gestellt.

	7			2			8	
5	4	8				6	2	3
	6	2		5		7	9	
			6	7	3			
			4		2			
			5	8	1			
	1	7		4		8	3	
2	3	9				4	1	5
	8			3			7	

		2	1		5	9		
	7		9	6	2		5	
8	4	6				3	9	2
	9						4	
2	5	3				6	1	7
	3		2	9	7		8	
		5	6		3	2		

Auflösung auf Seite 22

So wohne ich!

Margit aus Schwertberg



Ein leistbares Zuhause

Ich wohnte lange Zeit in Pyburg in einer Haushälfte zusammen mit meinem Sohn, der aber letztes Jahr im August ausgezogen ist. Danach konnte ich mir die Miete von 600 Euro nicht mehr leisten. Also habe ich mich auf drei Gemeinden wohnungssuchend gemeldet. Nach drei Wochen habe ich eine Wohnung in Schwertberg zugesprochen bekommen, bei der ich gleich zugesagt habe. Nun wohne ich im ersten Stock auf 39m², die sehr gut aufgeteilt sind. Vom Vorraum aus kommt man ins Schlafzimmer, Bad, WC, Wohnzimmer und dann weiter in die Küche. Für diese musste ich nicht einmal Ablöse zahlen, nur die Geräte besorgte ich mir selbst. Zudem stehen mir auch noch ein Kellerabteil und ein Gemeinschaftsgarten zur Verfügung. Und das alles kostet warm 340 Euro, wobei ich hoffe, dass ich auch noch Wohnbeihilfe bekomme. Mein Mietvertrag bei der »Neuen Heimat« ist zwar auf drei Jahre befristet, aber wenn es keine Probleme gibt, wird dieser wohl anstandslos verlängert. Zu meinem Freund fahre ich wenige Minuten mit dem Moped. Wenn ich nach Linz muss, bin ich mit dem Zug innerhalb einer dreiviertel Stunde dort. Mein Lieblingsplatz in der Wohnung ist das Wohnzimmer, in dem ich gerne Rätsel löse, lese oder auch Musik höre. Fernseher habe ich keinen. Er geht mir auch nicht ab. Ich hoffe, lange in der Wohnung bleiben zu können, weil ich mich hier wohl fühle und ich sie mir auch leisten kann. In diesem Sinne möchte ich mich noch einmal bei meinem Bruder und seinem Freund für die Hilfe bei der Übersiedlung bedanken! Foto: de



Glück zu zweit - auf Zeit?

Geschichten über gelungene und misslungene Partnerschaften

Anfangs war es schwer, mit einem Mann

Ich hatte einige Partnerschaften. Alle waren turbulent. Viele konnten mit der Erkrankung »Borderline« nicht umgehen. 2008 lernte ich meinen Mann kennen. Es war am Anfang für uns beide nicht leicht. Ich habe mir schwer getan, mit einem Mann zusammenzuleben und für Walter war es auch

nicht leicht mit mir. Am 29. September 2009 haben wir geheiratet. Von 2015 bis 2016 haben wir getrennt gelebt. Wir haben uns nur noch gestritten. Dennoch gelang es uns nicht, uns scheiden zu lassen. Die Zeit der Trennung hat unserer Entwicklung sehr gut getan. Wir konnten in Ruhe über alles nachdenken. Danach zog Walter wieder zu mir. Wir gaben unserer Ehe noch einmal eine Chance. Im Dezember 2016 hat

das Schicksal zugeschlagen. Bei Walter wurde »Parkinson« diagnostiziert. Auch das war wieder ein ziemlicher Schicksalsschlag. Es dauerte eine Zeit, bis er mit den Medikamenten richtig eingestellt war. Wenn er aus heiterem Himmel stürzt, gerate ich heute noch in Panik. Partnerschaft bedeutet für mich mehr als Liebe. Ebenso wichtig sind das gegenseitige Verständnis, Vertrauen und das bedingungslose Da-Sein für

den anderen. Nicht nur in guten, sondern auch in schlechten Zeiten. Streitereien sind auch wichtig, wenn man danach gemeinsam eine Lösung findet. *Claudia*

Nach zehn Jahren Ehe wächst Beziehung noch

Ich bin nun schon seit 2009 mit Claudia verheiratet. Unsere Liebe zueinander war geprägt von Hö-

hen und Tiefen. Es war im sogenannten verflixten siebten Jahr, als ich mir eine Auszeit nahm. Es lag an der unmöglichen Arbeitszeit, die ich als Taxifahrer bewältigen musste. Wir waren bei einer Eheberatung. Dies führte zu einer kurzzeitigen Lösung. Nach meiner Abwesenheit zog es mich wieder zu meiner Frau. Es dauerte einige Zeit bis das gegenseitige Vertrauen wieder da war. Wir verbrachten mehr Zeit zusammen, gingen miteinander aus und sprachen über vieles. Ich zog wieder zu ihr. Der gewohnte Alltag kehrte langsam wieder zurück. Ich arbeitete weiter als Taxifahrer, reduzierte aber die Zeiten. Unsere Freizeit verbrachten wir ab und zu im Kino. Wir leisteten uns sogar einmal einem Besuch im Casino. Ich wurde wieder bei der Kupfermuckn als Redakteur aktiv. Seit kurzer Zeit leben wir in einer Wohnung in Linz, in der wir uns wohl fühlen. Unsere Beziehung ist jetzt stärker als je zuvor. Eine Partnerschaft bedeutet für mich unter anderem: gegenseitiges Vertrauen, Gespräche, einander Zuhören - vor allem, wenn es Probleme gibt - und guten Sex. 2019 wird für uns ein Jubiläums-Jahr. Zehn Jahre Ehe und der runde Geburtstag von Claudia. Ich habe schon etwas Besonderes geplant. Höhen und Tiefen gehören zu einer Partnerschaft dazu. Möge sie uns beiden noch viele Jahre gelingen. *Walter*

Wir raufen uns trotz Tiefen zusammen

Ich bin mit Sicherheit keine einfache Person und meine Partner hatten es bisher alles andere als leicht mit mir. Andererseits bin ich auch kein Mensch, der jahrelang alleine bleiben kann. Ich lebte mit meinem Mann neun Jahre in einer Beziehung. Wir hatten einige Probleme miteinander. Schließlich blieben wir nur deshalb ein paar Jahre zusammen, weil wir uns die Scheidungskosten nicht leisten konnten. Wir waren zu jener Zeit beide wohnungslos und wir kämpften beide ums Überleben.

Als es mit meinem Mann dann noch stetig bergab ging, hielt ich dann aber zu ihm. Dazu fühlte ich mich als seine Frau verpflichtet. Karl hat mich nur einmal geschlagen. Freilich ist einmal schon zu viel, doch er musste ohnehin mit den Konsequenzen leben. Denn aufgrund der starken Schmerzen ließ ich mich im Krankenhaus behandeln. Er bekam eine Anzeige. Nachdem wir uns wieder versöhnt hatten, wollte ich diese wieder zurückziehen. Da aber das Krankenhaus diese gemacht hatte, hatte ich keine Chance. Durch meine Aussage vor Gericht bekam er lediglich eine Bewährungsstrafe. Er schlug mich dann nie wieder. Hie und da mal einen Klaps auf den Hintern, aber das war ja nicht schlimm. Nach seinem und meiner Krebserkrankung flüchtete ich mich in eine kurze Beziehung, die mit Liebe - wie ich später feststellen musste - nicht allzu viel zu tun hatte. Mittlerweile lebe ich seit mehr als sechs Jahren in einer Beziehung. Manfred und ich lernten uns vor vielen Jahren schon kennen, als ich noch verheiratet war. 2011 trafen wir uns bei einem Klienten-Urlaub mit dem Sozialverein B37 wieder. Aus Spaß wurde in Italien ernst. Ich zog nach einem Jahr Beziehung in die Wohngemeinschaft, in welcher Manfred schon länger lebte. Wir haben zwar unsere Höhen und Tiefen, doch wir raufen uns immer wieder zusammen. Es wird auch noch so sein, wenn wir eine eigene Wohnung haben und dann tun und lassen können, was wir wollen. *Sonja*

»Dreisamkeit« ohne wilde Diskussionen

Mein erster Mann Heli war meine große Liebe. Als unser Kind das Licht der Welt erblickte, war unser Glück so gut wie perfekt. Wir hatten eine »Dreisamkeit« ohne Streit oder wilde Diskussionen. Wir liebten uns und die Kleine innig. Natürlich waren es auch die Eltern, die eine größere Rolle spielten. Das war Zärtlichkeit und große, echt empfundene Liebe. Er



Bertl und Margit sind mittlerweile geschieden (Bild oben), Claudia und Walter (Bild unten) sind noch immer ein glückliches Ehepaar. Fotos: wh, de

half im Haushalt, wir wechselten uns beim Babyfüttern und Wickeln in den ersten paar Wochen ab. Später schlief unser Schatz ja durchgehend. Und er liebte – das muss man ihm wirklich lassen – sein Kind von ganzem Herzen, bis zu seinem Tod. Nach sieben Jahren wendete sich das Ehe-Schicksal. Nichts war mehr schön und sonnig. Im Gegenteil zu früher zogen ständig dunkler werdende Wolken über unsere Beziehung. Schließlich kam und musste die Trennung und Scheidung

kommen. Ein ganz schlimmer Schicksalsschlag war besonders tragisch: unser Kind hatte den Wunsch, zu seinen Großeltern zu ziehen. Heli durfte sie dort jederzeit besuchen. Ich blieb ohne Kontakt zu meinem jetzt schon großen Mädchen. Ich vermisste sie oft und weinte viel in aller Heimlichkeit. Aber ich liebte meinen Exmann immer noch heftig. Als er in derselben Straße wohnte und wir zufällig aufeinander stießen, verbrachten wir viel Zeit miteinander. Ich tat soviel ich



Schmetterlinge im Bauch oder man hat sich nichts mehr zu sagen. Fotos: hz, wh

konnte. Wenn er Alpträume hatte, schlief ich auf der Couch, Kopf an Kopf mit meinem Exmann, damit er mich wecken konnte oder ich ihn, sobald ich merkte, dass er wieder schlecht träumte. Ich brachte auch oft Einkäufe mit, und wenn er krank war, fragte ich ihn, was ich für ihn tun könne. Ich nannte ihn »Liebster«, was aus heutiger Sicht völlig absurd ist. Er benahm sich nicht immer wie ein Freund. Aber auch ich trug mein Scherflein dazu bei, dass es nicht optimal lief. Schließlich sind

beide gleichermaßen verantwortlich für das Gelingen einer Beziehung. Zwar verzieh ich ihm alles, was auch immer vorgefallen war, weil »ich ihn liebte«, wie ich es vor mir selbst betonte. Ich war überzeugt, die Liebe sei unendlich und man müsse alles aus Liebe tun, was irgendwie machbar sei. Genau das aber ist Co-Abhängigkeit, wie mir später ein Arzt klar machte. Freilich bin auch ich am Scheitern der Beziehung nicht ganz unschuldig. Einmal, nachdem ich ihn wieder

»Liebster« genannt hatte, sagte er klipp und klar: »Meine Mutter ist meine liebste Freundin, nicht du!« Das traf mich ärger als alles zuvor, was ich mir in meinem Leben so anhören musste. Es war ein vergifteter Pfeil in die Mitte meines Herzens und tat höllisch weh. Bei dem Gespräch mit meinem Arzt gingen mir so manche Lichter auf. Es hat mit Co-Abhängigkeit und der Naivität zu tun, alles zuzulassen und dauernd zu verzeihen, ohne dabei sein eigenes Wirken und Tun zu reflektieren. Und in einer gesunden Beziehung sollten beide Beteiligte sich an besprochene Grenzen und Vereinbarungen halten. Ich weiß jetzt viel mehr über mein damaliges Verhalten. Sucht – egal ob Spiel oder eine andere Sucht – macht alles noch schwieriger und schlimmer. In jüngeren Tagen waren wir beide heroinabhängig – ein paar Jahre lang. Die Sucht eines Partners oder Freundes, insbesondere wenn man selbst nicht betroffen ist, kommentarlos hinzunehmen, ist ein fataler Fehler. Und wer zuschaut und nicht wenigstens das Gespräch oder Hilfe sucht, macht sich aus heutiger Sicht mitschuldig. Selbst dann, wenn man nicht weiß oder einem nicht bewusst ist, wie oder was man gegen diese Krankheit tun kann und sich völlig hilflos fühlt. Hilfe gibt's. Auch das hat mit Co-Abhängigkeit zu tun, die wiederum mit echter, inniger Liebe nichts gemein hat. Zu Co-Abhängigkeit ist nur noch zu sagen, dass ich jetzt mehr darüber weiß, wie es schiefgehen kann oder muss und mich niemals mehr in eine solche begeben werde. Ich bin auch in meiner Beziehung glücklich ohne sie. Ja, mein Exmann ist nach wie vor in meinem Herzen unvergessen und lebt in meiner Erinnerung. Am schönsten aber ist, dass ich mit meiner Tochter in regelmäßigen Abständen Kontakt habe und wir werden telefonieren, so oft es ihre Zeit erlaubt. Ich hoffe und bete, dass ich sie sobald wie möglich treffen und vielleicht wieder ein gemeinsames Weihnachtsfest mit ihr und ihrer Oma feiern kann. Sie ist ja auch ein Teil von Heli. *Ursula*

Schuldenspirale Grund für Mono-Lebensweise

Von der Fähigkeit, eine Partnerschaft oder eine ständige Beziehung aufzubauen, war ich meilenweit entfernt. Nun stellt sich die Frage, wieso und warum ich es trotz mehrerer Anläufe nicht geschafft habe, eine Familie zu gründen. Ich war sicher nicht allzu »schiach«, war sportlich und hatte sogar gut bezahlte Jobs. Teilweise kann ich heute noch nicht begründen, wieso meine Partnerinnenwahl immer den Bach runter ging. War ich anfangs vielleicht zu schüchtern, war ich zu frech oder erwartete ich mir zu viel von den Frauen? Denn noch heute habe ich Aversionen gegen zu stark geschminkte, oberflächliche Frauentypen. Träumte ich doch von der Perfektion des weiblichen Wesens und erwartete ich mir dabei zu viel? Brach ich (oder auch sie) die Beziehung ab, weil irgendwie die Harmonie zwischen uns fehlte? Fehlte der Frau die erforderliche Intelligenz, sodass die von mir erwünschte, auf gewissem Niveau ausgetragene Gesprächsbasis und Herzlichkeit nicht greifbar wurde? Zickenhafte Benehmen so mancher »Tratschlieseln«, das fehlende Interesse an Kultur, gemeinsamer Freizeitgestaltung oder romantischen Momenten waren und sind für mich die absoluten Beziehungskiller. Lagen mein Job als Discjockey, gepaart mit vielen One-Night-Stands oder mein späterer Absturz in die Schuldenspirale sicherlich als Grund für meine darauffolgende Mono-Lebensweise war, vermied ich danach den Start in eine neue Beziehung. Denn ich hatte nichts mehr zu bieten, und mit leeren Versprechungen wollte ich eine erwünschte Partnerin nicht brüskieren und enttäuschen. Zu meiner Ehrenrettung möchte ich doch erwähnen, dass ich in der Öffentlichkeit oder im Bekanntenkreis weder jemals über meine Beziehungen sprach noch nach der Trennung die sogenannte »Schmutzwäsche« über meine ehemalige Geliebte ausschüttete.

Das braucht niemand zu wissen und geht niemanden etwas an. Nun will ich aus meiner Beziehungskiste nicht weiter plaudern, ich habe mich daran gewöhnt, meine Tage und Nächte alleine zu gestalten. Zumindest erspare ich mir daher eine neuerliche schmerzliche Trennung von einem geliebten Menschen. Vielleicht bin ich es nicht wert, überhaupt noch eine Beziehung einzugehen. Und sollte dies doch noch der Fall sein, schaue ich mir meine Partnerin genauestens an. Aber ich werde mich nicht vergärmt in mein Schneckenhaus zurückziehen, dazu ist das Leben zu schön. Resignation ist für mich fehl am Platz. Wer weiß, ob das Glück mich nicht schon morgen anlacht. Meine Schulden und der ehemalige Lebenswandel sind Geschichte und ein Märchen wird Wirklichkeit – schön wäre es auf jeden Fall. Eine Frau nur als Lustobjekt zu betrachten, liegt mir fern, denn dazu wurde sie nicht geboren – ich will auf Augenhöhe mit ihr durchs Leben gehen.

Georg

Dann spritzen wir uns beide Substitol

Ich bin 26 Jahre alt und hatte in meinem bisherigen Leben vier eher lange Beziehungen. Meine erste Beziehung mit 17 Jahren war ein Mädchen, die ich in der Schule kennenlernte. Ich war total verknallt, fuhr jeden Tag mit meinem Moped zu ihr und verbrachte die ganze Zeit mit ihr. Ich war zu dieser Zeit schon süchtig und musste immer heimlich konsumieren. Ich rauchte Gras. Es machte mich fertig, dass ich immer lügen musste. Die Beziehung dauerte zwei Jahre. Danach ging ich mit meiner zweiten Liebe zusammen. Diese Freundin war allerdings auch süchtig. Wir konsumierten immer gemeinsam. Wenn beide Personen süchtig sind, zieht man sich gegenseitig leicht hinunter. Es schmerzte mich dann aber sehr, als sie mich verließ. Es war so eine Art Seelenverwandtschaft. Doch dann schlief sie mit meinem besten Freund. Ich war

am Boden zerstört. Zu diesem Zeitpunkt war ich in der Psychiatrie mit einer Psychose aufgrund einer Überdosis. Ich hatte Angst, dass ich mein Leben lang behindert bleiben werde. 2012 war ich allerdings mehr oder weniger auskuriiert. Meine dritte Beziehung war sehr anstrengend. Diese Freundin konsumierte fast nur Gras. Sie ist damit groß geworden, weil ihre Mutter selbst konsumierte, auch mit ihrer Tochter. Ich kam teilweise sogar mit ihrer Mutter besser klar. Allerdings stahlen wir dann auch Opium-Tropfen von ihrer Großmutter. Immer öfters griffen wir zu Opiaten. Dann fingen wir an, uns Substitol zu spritzen. Wenn beide Personen in der Beziehung opiat-süchtig sind, ist man öfters sehr gereizt und fängt wegen den banalsten Dingen zu streiten an. In diesem Zustand denkt jeder, dass die einzig richtige Wahrheit ist. Wenn man frisch verliebt ist, hat man kein Verlangen nach Drogen, weil die Liebe ausreicht, um rundum glücklich zu sein. Ich denke in dem Wort »Sehnsucht« ist die Sucht ja schon enthalten. Man sucht durch die Droge das Gefühl der Geborgenheit und Liebe. Deswegen ist es sehr gefährlich, sich von seinem Partner so abhängig zu machen wie von einer Droge. Wenn man in der Beziehung zu sehr zusammenpickt und sich um nichts anderes mehr kümmert, dann wird es gefährlich. Man ist nur noch zu zweit in der Wohnung, auch wenn es draußen noch so schön ist. Man verträumt sein ganzes Leben und hört sogar mit seinen Hobbys auf. Ich träume von einer Partnerschaft, in der einer der beiden motiviert ist und den anderen zu Aktivitäten mitreißt. Aber Drogen sollten nicht im Spiel sein. Gemeinsam etwas unternehmen, das der Gesundheit dient, das schweißt einfach zusammen. So gehe ich jeden Tag einfach einmal mit ihr durch die Stadt oder einen Waldweg entlang, das finde ich sehr wichtig. Ich gebe ihr jeden Tag das Gefühl, dass ich an sie denke. Liebe ist das Schönste auf der Welt. Zeigt euch gegenseitig Respekt und Liebe. Fabian



Mann braucht einen wahren Freund

Gespräch mit Berater und Autor Dr. Richard Schneeberger

Der gängige Mythos vom Mann, der nicht weint, keine Gefühle zeigt und immer den Starken spielt – dieses Klischee bröckelt spätestens dann, wenn das starke Geschlecht mit einer Trennung konfrontiert ist. Dann stoßen auch die »gestandendsten Kerle« an ihre Grenzen.

Dass Frauen und Männer unterschiedlich ticken, ist kein Geheimnis. Vor allem wenn es darum geht, den Liebeskummer zu verarbeiten und zu überwinden, gehen die Geschlechter oft unterschiedlich vor. Frauen trauern meist mit Unterstützung ihrer Freundinnen. Männer hingegen fahren eine meistens eine andere Schiene. Sie ziehen mit Kumpels um die Häuser, stürzen sich auf die Arbeit und verschließen sich oft noch mehr vor ihrer Umwelt. Bei einem Beziehungs-Aus sind beste Freunde ein notwendiger Rettungsanker, aber auch eine Männerberatung kann helfen. Der Soziologe und Buchautor Richard Schneeberger, der seit vielen Jahren in der Männerberatung des Landes Oberösterreich tätig ist, berichtet, dass etwa »80 Prozent der Männer gar keinen echten Freund haben, mit dem sie offen über ih-

ren Seelenschmerz reden können«. Schneeberger weist noch auf eine weitere Verhaltens-Auffälligkeit hin: Laut des Experten liegt ein gewisser Verdrängungsmechanismus in der Natur des Mannes. Die meisten stehen unter Schock wenn die heile Welt »von heute auf morgen, wie aus heiterem Himmel« zusammenbricht. »Bis gestern war zwischen meiner Frau und mir ja noch alles in Ordnung«, sei eine typische männliche Erstreaktion, die ihm in Beratungsgesprächen oft zu Ohren kommt. Damit Scheidung oder Partnerschaften gelingen können, bietet das »Zentrum für Familientherapie und Männerberatung« vertrauliche professionelle Hilfe für Paare an. »Beziehungen sind so vielfältig wie das Leben und Trennungen schmerzhaft Entwicklungs-chancen«, konstatiert Schneeberger. »Fast alle empfinden sie erst als Hölle-absturz und würdigen sie dann als wichtigen Knotenpunkt.«

Foto und Text: dw

Buchtipp:

»Männerabend: Warum Männer einen Mann zum Reden brauchen und was Frauen darüber wissen sollten«, Richard Schneeberger, 228 S., 22 Euro



Mein Weg ist steinig

Aus dem Leben von Marlene

Mein Name ist Marlene, und mittlerweile führe ich ein bescheidenes aber ausgefülltes Leben mit meiner dreijährigen Tochter Katharina. Bis hierher war es aber ein sehr steiniger Weg, der mir viel Kraft gekostet hat. Ich hoffe, dass ich mit meiner Geschichte einigen Leuten, die in ähnliche Situationen gekommen sind, wie ich, Mut machen kann.

Um ganz am Anfang zu beginnen: Im Jahr 1977 kam ich in der Linzer Frauenklinik als erstes von drei Kindern zur Welt. 1981 folgte eine Schwester und vier Jahre später erblickte dann auch noch der von meinem Vater langersehnte Bruder das Licht der Welt. Im Gegensatz zu vielen anderen war meine Kindheit nahezu perfekt. Unser Vater war Schichtarbeiter und meine Mutter blieb bei uns Kindern

daheim, als meine Schwester zur Welt kam. Das Geld war immer ziemlich knapp, doch wir waren bestens betreut. Am schönsten war es für mich immer am Bauernhof meiner Großmutter. Ein paar Kühe und die Hühner durfte ich manchmal füttern. Abends sammelte ich immer die Eier ein. Oma besaß auch eine Rahmschleuder, ein Butterfass und eine kleine Selchkammer. Ich bin dankbar, dass ich damals diese Idylle erleben durfte. Denn genau diese Erinnerungen sind es, die mich in Zeiten der Ohnmacht und Resignation immer wieder aufrecht gehen ließen.

Abschied von wohlbehüteter Kindheit

Zurück in die Stadt Linz: In den 80er Jahren wohnte unsere Familie in einer Mietwohnung im Stadtteil Spallerhof. Dort gingen wir alle in den Kindergarten und in die Volksschule. Wie bereits erwähnt, war meine Kindheit wohlbehütet. Es lief alles in geordneten Bahnen, es gab keine traumatischen Ereignisse. Doch eines Tages stand ich vor der Entscheidung - Hauptschule oder Gymnasium. Ich wäre ja viel lieber in die Hauptschule gegangen, da dort meine einzige Freundin in der Klasse über mir gewesen wäre. Da meine Eltern mir aber einen »guten Start« in den Ernst des Lebens geben wollten, ging ich ihnen zuliebe dann doch ins Gymnasium. Meine Lieblingsfächer waren bildnerische Erziehung, Musik und der Turnunterricht. Ab dem 13. Lebensjahr kristallisierte sich heraus, dass es mich eher in Richtung alternatives Leben zog, um es salopp zu sagen.

Flucht aus dem Alltagstrott

Ich trat die Flucht aus der harten Realität der Leistungsgesellschaft an. Vor allem die Fotografie interessierte mich damals ganz besonders. Ich besuchte den Fotografie-Kurs, der in der Schule angeboten wurde. Dieser dauerte zwei Jahre lang. Ich lernte, wie man Fotos entwickelt und alles andere zu diesem Thema. Und je mehr ich in diese Richtung ging, umso mehr redete meine Mutter mit ernstesten Worten auf mich ein. Ich bekam Vorträge über den Ernst des Lebens zu hören - es ging dabei um Selbstständigkeit, Geld, Arbeit, Fleiß und immer wieder um das liebe Geld. Anfangs versuchte ich noch, meinen gewählten Lebensweg zu verteidigen. Es folgten endlose zermürbende Diskussionen. Ich musste doch mit 14 Jahren endlich wissen, wo es lang geht. Ich sollte mir mal überlegen, was ich danach studieren sollte. Doch ich hatte kein Interesse an einem wirklichen Beruf. Mit allem, was mich damals interessierte, konnte man im Arbeitsle-

ben so gut wie nicht bestehen. Damals wäre mir so ein Leben wie es meine Oma führte, viel lieber gewesen, als dieser monotone Alltagstrott, in welchem nur die Leistung zählte. Im späteren Leben hätte ich liebend gerne Großmutter's Hof übernommen. Doch die Felder waren nach ihrem Tod dann schnell verpachtet. Die Kühe und Schweine waren auch schon weg. Nur noch die Hühner waren da. Die Möglichkeit des Eigenanbaus war zumindest gegeben. Eine Teilzeitarbeit in der Stadt, Omas Hof renovieren, Zimmer vermieten und eventuell selbst gemachte Produkte auf dem Hof verkaufen - davon träumte ich. Ich hätte es wahrscheinlich auch durchgezogen, doch dann wurde der Hof verkauft. Viel zu spät erfuhr ich vom Verkauf. Dieser Traum platzte wie eine Seifenblase.

Wilde, rebellische Jahre auf der Straße

Doch zurück zu meiner Pubertät und dem angehenden Erwachsenenalter: Ich war 17 Jahre alt, als die Situation zu Hause dann eskalierte. Die Reibungen mit meinen Eltern hatten einen Höhepunkt erreicht. Ich war dauernd unterwegs, lieber bekifft als betrunken, wobei der Alkohol billiger war und ich deshalb öfters zu tief ins Glas geblickt hatte. Daheim schaute ich nur noch ab und an vorbei. Meistens schlief ich bei meinen Freunden. Ich schloss mich damals Leuten an, die ähnliche Gedanken hatten, wie ich. Auch sie wollten raus aus dieser Gesellschaft und alternativ leben. Wir übernachteten unter freiem Himmel, in Abbruchhäusern und manches Mal auch auf Baustellen. Ein älterer Herr zeigte uns eines Tages eine leerstehende offene Wohnung am Hauptplatz. Da einige von uns diese Unterkunft tagsüber leider für ihre Besäufnisse nutzten, war für uns nach zwei Wochen schon wieder Schluss mit dem Schlafplatz. Wir wurden rausgeworfen. Das Abbruchhaus wurde auf Geheiß der Stadt Linz zugemauert. Schnell fanden wir ein weiteres leerstehendes Haus. Auch da waren wir nur für kurze Zeit Untermieter. Es wurde abgerissen. Und das Gitter, welches seit Jahren beim Finanzamt Richtung Lentos um 20 Uhr auch heute noch geschlossen wird, wurde damals unseretwegen angebracht. Zu viele Saufgelage, Müll, Uringestank und Lärm. Die Leute in der unmittelbaren Umgebung konnten deswegen nicht mehr schlafen. Der Schnaps war mittlerweile schon täglich notwendig geworden. Dieses Leben forderte bald seinen Tribut. Einigen von uns wurde es allmählich zu hart. Auch ich litt an den Entzugserscheinungen, besonders an Schlafstörungen. Der Spaß war weg und so wurde auch dieser Alltag zum grauen Trott,

der uns viel Kraft raubte und uns die letzten Träume nahm. Um sich in dieser Welt noch halbwegs wohl fühlen zu können, entdeckte jeder von uns etwas anderes für sich.

Mit Tabletten in eine schönere Welt

»Benzodiazepine« sollten uns wieder mehr Farbe ins Leben bringen. Und tatsächlich schwebte man schon kurz nach der Einnahme wie mit einer Tarnkappe dahin. Wir waren überzeugt, völlig nüchtern dreinzuschauen. Uns überkam ein totales Wurstigkeitsgefühl. Wir fanden für kurze Zeit den Himmel auf Erden. Natürlich blieb der Alkohol auch in Form von Bier und Wein als Ersatz, damit wir weniger Tabletten brauchten. Da die Kombination Alkohol und Tabletten eine Mischung ist, die keiner - fast niemand - verträgt, kam es immer öfter zu Streitereien und Schlägereien untereinander und mit anderen. Damals war ich so um die zwanzig. Drei bis vier Jahre hielt ich durch. Ich ertrug mich dann schon selbst nicht mehr, was ich mir da alles rein-schmiss und was ich danach tat. Dieser Mensch wollte ich nicht länger sein. Eine Kursänderung war notwendig. Drei meiner damaligen Freunde hatten es geschafft - sie lebten bereits in einer Wohnung und gingen einer Arbeit nach. Zuvor machten sie erfolgreich einen stationären Entzug. Mein Weg war wesentlich steiniger. Mich verschlug es zuerst mit einem Freund, der - kein Witz - heim musste zu seinen Schafen, die in Wilhelmsburg bei seinen Eltern auf einer Weide standen. Und für mich kam das alles sehr gelegen. Ich wollte ohnehin nichts wie weg und am liebsten aufs Land. Er war ein Punk, ein echter Punk. Wir fuhren zu viert los in seine Heimat. In seinem Elternhaus durften wir nicht bleiben. Also musste ich den Traum gleich wieder über Bord werfen. Am kalten Dachboden der Scheune fanden wir einen Schlafplatz.

Bettelnd durch den Alltag

Schon am nächsten Tag folgte ein Fußmarsch von Wilhelmsburg nach St. Pölten und dann ging es weiter mit dem Zug nach Wien. Dort angekommen hatte ich wirklich Glück. Ich kam bei einer Gleichaltrigen unter. Sie hatte die Matura bereits in der Tasche und machte für ein Jahr frei. Sie tat nichts anderes als Kiffen. Ein halbes Jahr durfte ich bei ihr gratis wohnen. Um zu überleben und Shit zu kaufen, war ich auf das Schnorren angewiesen. Täglich bettelte ich mich durch, sozusagen als »Zins«. Die meiste Zeit schlief ich halt nur und schluckte pro Tag ein Stück »Vendal - 200 Gramm«. Es war schlimm. Unerträglich. Vor

allem mein Anblick, den ich weder bei mir, noch später bei meinem Freund ertragen konnte. Deshalb verstehe ich auch den sanften Rausschmiss.

Job und Wohnung durch Drogen verloren

Ich kehrte resigniert nach Linz zurück. Dort trieb ich mich eine Weile planlos herum. Bis ich einen Freund in ähnlicher Situation traf. Wir bemühten uns. Nach einem Jahr - mittlerweile hatten wir eine Beziehung - hatten wir beide einen Job und eine GWG-Wohnung. Es ging bergauf. Leider freundete er sich - trotz meiner unermüdlichen Warnungen - mit Leuten an, die ich nicht kennen wollte. Ich war gerade mal ein Jahr lang »clean«, als mein Freund Heroin und Kokain nach Hause brachte. Draußen war ich immer stark genug, »nein« zu sagen. Er aber hatte das Zeug in meinen Sicherheitsbereich gebracht. Es lag vor mir. Und es war für mich unmöglich, längere Zeit diesen Drogen zu entsagen. So nahm ich es auch. Drei Monate ging es so dahin. Ich flehte schon, er solle bitte nichts mehr holen. Meine Worte prallten an ihm ab. Ich hatte keine Macht und schon fast keine Kraft mehr. Schnell verloren wir beide wieder die Arbeit. Was folgte, war traurig: Substitutionsprogramm und elf bittere Jahre. Zwei Entzüge, eine Lehre, null Erfolg auf dem Arbeitsmarkt und mehr oder weniger Stillstand im Leben.

Wieder zurück ins Leben

Als die Beziehung zu Ende war, konnte ich nach einer Ewigkeit und unter großem Leidensdruck wieder einmal loslassen. Im Nachhinein betrachtet brach ich zusammen. Es dauerte fast vier weitere Jahre, bis ich nach einem Entzug - inklusive Absturz nach einem Jahr - wieder Boden unter den Füßen spüren konnte. Mein Glück war, dass der Vater meines späteren Kindes einfach nicht aufgab. Er wollte mich unbedingt kennen lernen. Und er schaffte es sogar, mich zum Lachen zu bringen. Wie lange hatte ich schon nicht mehr gelacht. Aber auch mit ihm stolperte ich zwei Jahre lang mehr schlecht als recht durchs Leben. Ich machte zu dieser Zeit nochmals einen Entzug. Und dann schloss ich sogar noch eine Lehrabschlussprüfung fürs Büro ab. »Es tut uns leid, aber mit 37 Jahren sind Sie zu alt für den Job«, hörte ich dann immer. Darum entschied ich mich ganz frech, mit Sozialhilfe als Einkommen ein Kind in die Welt zu setzen. Es war die beste Entscheidung, die ich jemals traf. Wie immer hoffe ich das Beste und bin auf's Schlimmste gefasst. Man darf nur nicht aufgeben. Foto: dw, Text: Marlene



Verkäufer Satnam im Porträt

Kannst du dich deinen Lesern kurz vorstellen?

Vor 18 Jahren kam ich als Flüchtling nach Linz. In meiner Heimat Punjab herrschte Bürgerkrieg. Meine Familie wurde aufgrund der Zugehörigkeit zu einer religiösen Minderheit bedroht und verfolgt. Ich floh nach Österreich. Seit einigen Jahren besitze ich die »Rot-Weiß-Rot-Karte« und arbeite meist in Elektro-Betrieben. Ich habe in Indien diesen Beruf erlernt. Wenn ich keine Arbeit habe, verkaufe ich die Kupfermuckn. Ich bin verheiratet und Vater von drei Kindern.

Bist du obdachlos? Wo schläfst du?

Ich wohne mit meiner Familie in einer Wohnung in Linz. Als ich nach Österreich kam, lebte ich zuerst im Flüchtlingsheim.

Was machst du mit dem Kupfermuckngeld?

Ich habe gleich deutsch gelernt und eine Arbeit gesucht, um meine Familie ernähren zu können. Da ich noch keine Arbeitsgenehmigung habe, verkaufe ich seit 2009 die Kupfermuckn.

Was erlebst du beim Verkauf?

Ich verkaufe die Zeitung beim EUROSPAR in Traun. Dort kennen mich die Leute schon lange. Ich unterhalte mich gerne mit ihnen. Auch das Verkaufspersonal ist sehr freundlich.

Was wünschst du dir für die Zukunft?

Seit letztem Jahr habe ich einen fixen Job und verkaufe die Kupfermuckn nur mehr nebenher, sonst würde es sich nicht ausgehen. Ich wünsche mir, dass meine Kinder eine gute Ausbildung und ein schönes Leben in Österreich haben. Sie sollen niemals das erleben müssen, was ich durchgemacht habe. Ich bedanke mich bei Familie Hans und Monika Bader und Sieglinde und Edith Huber, die mir so geholfen haben. *Foto: hz*



13 statt 10 Euro - LINZ AG LINIEN erhöhen Preis der Monatskarte für Aktivpass-Besitzer

Der Linzer Aktivpass ist mit vielen Ermäßigungen für Menschen mit geringem Einkommen österreichweit beispielgebend. Bei einem Netto-Einkommen unter 1.229 Euro im Monat erhält man diesen beim Bürgerservice im Neuen Rathaus. Dazu braucht man einen Einkommensnachweis, ein Foto und einen Ausweis. Ermäßigungen gibt es unter anderem bei Hallenbädern, Kulturveranstaltungen, der Volkshochschule oder im Botanischer Garten.

Am stärksten genutzt wird der Aktivpass für die ermäßigte Monatskarte der öffentlichen Verkehrsmittel der LINZ AG. Seit dem Jahr 2007 kostet die Monatskarte zehn Euro. Ab September 2018 gibt es eine Erhöhung auf 13 Euro. 340.000 ermäßigte Monatskarten wurden im letzten Jahr verkauft. Als Grund der Anhebung wurde von der LINZ AG die notwendige Indexierung hervorgehoben, da der Preis lange Zeit gleichgeblieben war. Die Anhebung erfolgt leider in Zeiten vieler Kürzungen im Sozialbereich. So wurde die Mindestsicherung in der Höhe von 921 Euro (zwölf Mal jährlich) im Jahr 2018 gar nicht angeglichen. Die Lebenshaltungskosten für Wohnen, Lebensmittel und Mobilität sind aber weiter angestiegen. Auch aus Sicht der Verkehrsplanung und der täglichen Staus sollten wir um jeden Bürger froh sein, der die öffentlichen Verkehrsmittel nützt. Die Anhebung ist einfach ein verkehrtes Zeichen in Zeiten des generellen Sozialabbaus. *Foto und Text: hz*

Sudokus Seite 15 - Auflösung:

9	7	1	3	2	6	5	8	4
5	4	8	9	1	7	6	2	3
3	6	2	8	5	4	7	9	1
1	2	4	6	7	3	9	5	8
8	5	3	4	9	2	1	6	7
7	9	6	5	8	1	3	4	2
6	1	7	2	4	5	8	3	9
2	3	9	7	6	8	4	1	5
4	8	5	1	3	9	2	7	6

4	6	2	1	7	5	9	3	8
3	7	8	9	6	2	1	5	4
5	1	9	8	3	4	7	2	6
8	4	6	7	5	1	3	9	2
7	9	1	3	2	6	8	4	5
2	5	3	4	8	9	6	1	7
9	2	7	5	1	8	4	6	3
6	3	4	2	9	7	5	8	1
1	8	5	6	4	3	2	7	9

**TEIL
MEINES
LEBENS.**

VKB|BANK

Für ein lebenswertes Leben von sozial benachteiligten Menschen:
Ihre Spende für die Kupfermuckn.
IBAN AT02 1860 0000 1063 5100, BIC VKBLAT2L

www.vkb-bank.at



Die Straßenzeitung Kupfermuckn wird als »Tagesstruktur der Wohnungslosenhilfe OÖ« von der Sozialabteilung des Landes Oberösterreich finanziell unterstützt.



ARGE TRÖDLERLADEN

- ▶▶ Wohnungsräumungen - Auftragsannahme
Mo. bis Fr. 8-10 Uhr, Tel. 66 51 30
- ▶▶ Verkauf und Dauerflohmärkte
Trödlerladen, Lager Goethestraße 93, Linz
Öffnungszeiten: Di und Do. 10-17 Uhr,
Tel. 66 51 30
- ▶▶ Raritäten und Schmuckstücke
im Geschäft in der Bischofsstraße 7
Öffnungszeiten: Di. bis Fr. 10-18 Uhr
Sa. 10-13 Uhr, Tel. 78 19 86

Kupfermuckn INFORMATION

Redaktionssitzung

Mittwoch, 13 Uhr, Marienstr. 11 in Linz

Wir sind gastfreundlich! Wer mitarbeiten will, kommt einfach vorbei! Aber nicht jeder kann sofort Redakteur werden. Erst nach zwei Monaten Mittun als Gast kann eine Aufnahme in die Redaktion beantragt werden.

Kupfermuckn-Abo

Die Kupfermuckn ist eine Straßenzeitung und soll daher auch auf der Straße verkauft werden, damit die Straßenverkäufer und Straßenverkäuferinnen etwas davon haben. Wer keine Möglichkeit hat, die Kupfermuckn auf der Straße zu erwerben, kann ein Abo bestellen. Tel.: 0732/77 08 05-13 (Montag bis Freitag: 9-12 Uhr); Preis: 33 Euro

Die nächste Ausgabe

gibt's ab 1. Oktober 2018 bei Ihrem Kupfermuckn-Verkäufer.

Verkaufsausweis

Achten Sie bitte auf den aktuellen Verkaufsausweis: Grün/Schwarz mit Farbfoto und einer Bestätigung der Stadt Linz auf der Rückseite.

Obdachlosenratgeber Linz

Für Menschen in akuter Wohnungsnot hat die Straßenzeitung Kupfermuckn einen Falter mit vielen hilfreichen Adressen herausgegeben. Diesen und weitere Informationen finden Sie unter www.arge-obdachlose.at

Facebook und Kupfermucknarchiv

Die Kupfermuckn ist auch auf Facebook aktiv; Informationen unter <http://www.facebook.com/kupfermuckn>. Auf der Homepage »www.kupfermuckn.at« können Sie im Kupfermucknarchiv ältere Nummern herunterladen oder online nachlesen.

Ihre Spende ist nun steuerlich absetzbar!

Wenn sie Ihren Namen (muss mit dem Melderegister übereinstimmen) und Ihr Geburtsdatum bei der Überweisung angeben, wird Ihre Spende automatisch von der Steuer abgesetzt. Unser Spendenkonto: Kupfermuckn - Arge für Obdachlose, VKB Bank, IBAN: AT461860000010635860

HERBSTFLOHMARKT

35 Jahre Arge Trödlerladen



Arge Trödlerladen, Goethestraße 93

Di. 18., Mi. 19. und Do. 20. September - 10 bis 17 Uhr

Seit 35 Jahren finden wohnungslose Menschen eine sinnvolle Beschäftigung im Trödlerladen der Arge für Obdachlose. Bei mehr als 100 Wohnungsräumungen jährlich erhalten wir unzählige Waren: **Geschirr, Kleidung, Hausrat, Schallplatten, CDs, Bücher, Bilder und weitere Raritäten.** Beim großen Herbstflohmarkt gibt es ein vielfältiges Warenangebot zu äußerst günstigen Preisen. Wir freuen uns auf Ihr Kommen.

www.arge-obdachlose.at

